

[38] 4. GEDENKEN AN HUBERT JEDIN (1900 – 1980)*

Wir gedenken in dieser Stunde eines Mannes, der nicht nur für die Katholisch-Theologische Fakultät Bonn und diese Universität als ganze, sondern für die deutsche Wissenschaft überhaupt viel bedeutete und darüber hinaus als Gelehrter wie als Mensch und Christ die Wertschätzung einer breiten Öffentlichkeit genoss. Zwar meint er selbst in seinem „Lebensbericht“¹, er habe in keinem Monat seines Lebens bestimmend in die Speichen des kirchlichen oder gar des politischen Geschehens eingegriffen; er hat aber lebhaft und aufmerksam das Geschehen seiner Tage beobachtet und mit seinem Rat vielen Menschen, auch solchen, die das Sagen in Kirche und Staat hatten, geholfen.

Hubert Jedin ist kurz nach Vollendung seines 80. Lebensjahres am 16. Juli 1980 von uns gegangen. Er wurde am 17. Juni 1900 in Groß-Briesen, einem kleinen oberschlesischen Dorf im Kreis Grottkau, als jüngstes von 10 Kindern eines Volksschullehrers geboren. Seine Mutter war vom Judentum zum katholischen Glauben übergetreten. In tiefer Gläubigkeit meisterte sie ein arbeitsreiches und von manchen Schicksalsschlägen getroffenes Leben – drei ihrer Kinder starben innerhalb von zwei Wochen an Diphtherie. In ihrer Hand lag die Erziehung des kleinen Hubert, den sie als jüngstes von zehn Kindern und als ihren Spätling besonders liebte und – wie Jedin meinte – verwöhnte.

Dem Vater war der Zugang zu beruflicher Fortbildung versperrt, als die jährlich sich vergrößernde Familie ihn zwang, aus der von ihm betriebenen Landwirtschaft – dem Schul- und Pfarrgarten und dem 14 Morgen großen Küsteracker – einen möglichst hohen Ertrag herauszuholen. Aber nicht erloschen war seine Sehnsucht nach Geistigkeit; so setzte er, wie viele Lehrer seiner Generation, umso mehr seinen Ehrgeiz darein, dass seine Söhne erreichten, was ihm selbst verschlossen blieb. In Hubert Jedin und seinen Brüdern sollte diese Hoffnung in hohem Mass Wirklichkeit werden.

Hubert Jedin verband in glücklicher Weise schlesische Gemütstiefe mit klar analysierender Intellektualität, die vielleicht das jüdische [39] Erbe seiner Mutter war. Jedenfalls hat er die ihm eigene Nüchternheit und Zähigkeit auf die Mutter zurückgeführt, auf den Vater dagegen die Phantasie und den elementaren Drang nach Wissen.

Schlesien war für Jedin mehr als Herkunftsland. Wie er selbst einmal schrieb, ist „historischer Sinn“ kein bloßes Interesse für das Vergangene, für das „Alte“ schlechthin – das wäre lediglich eine antiquarische Begabung –; der „historische Sinn“ muss sich vielmehr auf die Wurzeln und auf das Werden des in der Gegenwart Lebendigen erstrecken. Er muss vor allem auch das Streben in sich schließen, der Vergangenheit und dem Werden des unmittelbaren Lebensraums nachzugehen: der Geschichte der Heimat, der Landschaft, in der man aufwächst, der Institutionen und der Monumente, in deren Mitte man lebt. „Jeder wirkliche Historiker hat“, so Jedin, „Sinn für die Geschichte seines Geburtsorts und seiner Vaterstadt, der Landschaft, in der er verwurzelt ist; jeder Kirchenhistoriker interessiert sich für die Geschichte des Bistums, in dessen Leben er steht.“ So befasste sich Hubert Jedin in seiner Doktordissertation mit der Theologie des Breslauer Domherrn Johannes Cochlaeus. Neben seinem Hauptthema, dem Konzil von Trient, hat er sich immer wieder mit Gestalten und Fragen der schlesischen Kirchengeschichte beschäftigt, wie die große Zahl seiner Aufsätze im „Archiv für Schlesische Kirchengeschichte“ beweist.

Nach seiner Gymnasialzeit in Neiße (1911-1918), in der er sich dem Jugendbund „Quickborn“ anschloss, und nach einigen Monaten Militärdienst hat Jedin von 1918-1923, unterbrochen von zwei Semestern in München und Freiburg, in Breslau Theologie studiert. Schwerpunkt war neben der Kirchengeschichte die Dogmatik. Von seinem damaligen Lehrer

* Rede auf der Gedenkfeier der Katholisch-Theologischen Fakultät Bonn. In italienischer Sprache gedruckt: In Memoria di Hubert Jedin (1900 – 1980), in: Humanitas 36 (1981) 649-665.

¹ Inzwischen erschienen: H. Jedin, Lebensbericht. Mit einem Dokumentenanhang hg. Von K. Repgen, Mainz 1984.

Bernhard Geyer, der ab 1927 hier in Bonn Dogmatiker war und 1974 gestorben ist, bekennt Jedin in seinem Lebensbericht: Bei ihm habe ich mehr „Methode gelernt, als bei allen Historikern“.

Von sich selbst schreibt er: „Zugegeben, dass mich schon damals die theologische Wissenschaft mehr anzog als die eigentliche Seelsorge. Aber ich bin doch nicht wie Döllinger Priester geworden, um gelehrter Theologe werden zu können. Mein Wissensdurst war noch nicht auf Forschung eingeengt, ich hatte auch noch keinen akademischen Ehrgeiz. Ich wollte Priester werden und unterwarf mich im Voraus den Entscheidungen, die der Bischof über mein zukünftiges Leben treffen würde.“

Der Bischof, d.h. Kardinal Bertram, traf, nachdem Jedin 1924 zum Priester geweiht worden war und gut zwei Jahre als Kaplan in der Seelsorge gearbeitet hatte, die Entscheidung, dass der eben zum Dr. theol. Promovierte Ende 1925 eine Kaplanstelle am Priesterkolleg Campo Santo Teutonico in Rom übernehmen sollte. Dies bedeutete, [40] dass der junge Priester für die wissenschaftliche Arbeit freigestellt war und sich habilitieren konnte.

Rom macht den zweiten grossen Abschnitt im Leben Hubert Jedin aus. Mit zwei Unterbrechungen dauerte er bis 1949. Hier vergrub Jedin sich nicht ausschließlich in Bibliotheken und Archiven, sondern widmete zunächst seine Zeit und Aufmerksamkeit der Ewigen Stadt selbst. Sein erster Gang galt St. Peter. Ihn packten die Größe und Universalität der Kirche, als er an der Confessio neben einem Schwarzen niederkniete.

Was das Thema seiner Habilitationsschrift anging, kam Jedin nicht dem Wunsch seines Bischofs nach, während des auf drei Jahre bemessenen Romaufenthalts eine Geschichte des Bistums Breslau zu schreiben. Mit gutem Blick für das Machbare wie für das Interessante und bestätigt durch den Rat von Kennern, wie dem Bibliothekar der Vatikanischen Bibliothek, Kardinal Ehrle, und dem Geschichtsschreiber der Päpste, Ludwig von Pastor, machte er sich an eine Biographie des Kardinals Girolamo Seripando, der als General des Augustinerordens – des Ordens also, dem Luther angehört hatte – während der ersten Tagungsperiode des Trienter Konzils an der Abfassung der Dekrete über Erbsünde und Rechtfertigung maßgeblich mitgewirkt hatte und der während der letzten Periode (1561/63) selbst als päpstlicher Legat Präsident des Konzils war. Damit waren die Weichen für das Lebenswerk Jedin gestellt: die Erforschung und Darstellung der Geschichte des Konzils von Trient.

Mit den beiden ersten Kapiteln der umfangreichen, später in zwei Bänden erschienenen Seripando-Biographie hat Hubert Jedin sich im Sommer 1930 an der Universität Breslau habilitiert. Mit dem Zugang zur Universitätskathedra schien das Ziel seines Lebens erreicht, wenigstens der Weg dazu frei zu sein. So konnte er ein an sich verlockendes Angebot, Rektor des Collegio Campo Santo Teutonico in Rom zu werden, ablehnen; die akademische Laufbahn reizte ihn mehr als die Prälatur in Rom. Die Dozentenjahre 1930-1933 in Breslau hat er als die „glücklichsten“ seines Lebens bezeichnet.

Dem sollte die Machtergreifung Hitlers 1933 ein jähes Ende setzen. Bis dahin war Jedin ein ziemlich unpolitischer Mensch. Wohl hatten die römischen Jahre das nationale Selbstbewusstsein des jungen Schlesiens gestärkt, weil er im Vergleich mit anderen Nationen die Eigenarten des deutschen Volkes besser erfassen und schätzen lernte. Seine politische Heimat war die Zentrumspartei. Wie er selbst in seinem Lebensbericht schreibt, hat er die Machtergreifung Hitlers zwar als ein gefährliches Experiment angesehen, für seine nationalen Ziele aber Sympathie empfunden, freilich ohne „Mein Kampf“ gelesen zu haben. Noch nach dem Wahlsieg der NSDAP am 5. März 1933 war er nicht pessimistisch. Auf Grund seiner Erfahrungen in Italien [41] meinte er, wie dort könne es auch in Deutschland zu einem *modus vivendi* mit dem Faschismus kommen. „Aus dieser furchtbaren Täuschung“, schreibt er im Rückblick, rissen mich bald... der Judenboykott am 1. April, weit mehr noch das ‚Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums‘ vom 11. April“. Es wurde ihm klar, dass nun für ihn als „Nichtarier“ der Weg zum Lehramt versperrt war. Schon zum 1. Mai 1933 untersagte

der Dekan dem Privatdozenten die Abhaltung der angekündigten Vorlesung. Am 1. September entzog der Minister ihm die *venia legendi*.

In den Jahren 1933-1936 fand Hubert Jedin, der wie viele andere hoffte, das Dritte Reich werde nur eine kurze Episode sein, eine Zuflucht am Collegio Campo Santo Teutonico. Damit hatte er die Chance, sich mit ungeteilter Kraft der Edition der Quellen des Trienter Konzils zu widmen. Dank einer Anregung des damaligen Präsidenten der Görres-Gesellschaft blieb es nicht bei der bloßen Quellenedition, sondern reifte allmählich in dem jungen Gelehrten der Entschluss, eine weitangelegte Geschichte des Konzils von Trient zu schreiben.

Zunächst gab er den 13. Band des großen Quellenwerkes „Concilium Tridentinum“ und die beiden Bände der Seripando-Biographie in Druck. Deren Vorwort schließt mit den bedeutungsschweren Sätzen, die eher ein Aufschrei eines gedemütigten und unterdrückten Menschen sind: „Menschenschicksal ist Menschentragik. Von dieser redet die Historie, der Historiker erlebt sie. Indem er ein vergangenes Schicksal ausbreitet, legt er sein Eigenstes und Innerstes dar und bekennt seinen Glauben an den allmächtigen, allweisen, allgütigen Herrn der Schicksale.“

Von manchen als Halbjude gemieden und als Flüchtling nur geduldet, dazu in wirtschaftlich ungesicherter Position, fühlte Jedin sich dieses Mal in Rom nicht recht wohl; dass eine Heimkehr nach Deutschland für ihn Gefahr für Leib und Leben bedeutete, war ihm nicht klar. So nahm er Anfang 1936 das Angebot an, die Leitung des Breslauer Diözesanarchivs zu übernehmen. Doch seine Ernennung zum Archivdirektor scheiterte am Einspruch der Staatsbehörden. Das wertvolle Archivgut dürfe man einem Halbjuden nicht anvertrauen. Jedin musste sich mit einer untergeordneten Stelle begnügen, was nicht hinderte, dass er sich eines Tages vor der Gestapo wegen „Sabotage der Sippenforschung“ verantworten musste.

Am 10. November 1938, dem Morgen nach der berüchtigten „Kristallnacht“, wurde Jedin aus dem Archiv heraus verhaftet, um ins Konzentrationslager Buchenwald verschleppt zu werden. Im Polizeirevier aber, als Jedin bei der Personalienaufnahme erklärte, katholischer Priester zu sein, wurde er freigelassen. Ob der Beamte eine irrtümliche Verhaftung annahm oder dem Priester gut sein wollte, ist [42] nicht zu klären. Jedenfalls wusste Jedin von nun an, dass sein Leben im Hitler-Deutschland in größter Gefahr war. Versuche im freien Ausland, in England und Litauen, sich eine Existenz zu schaffen, scheiterten. So fuhr er Mai 1939 nach Rom und trug dem Präfekten der Vatikanischen Bibliothek, Kardinal Giovanni Mercati, den Plan vor, in Rom zur 400-Jahr-Feier der Eröffnung des Trienter Konzils 1945 eine historisch-kritische Geschichte dieser bedeutenden Kirchenversammlung zu schreiben. Der Kardinal stimmte begeistert zu und machte sich stark, für Jedin's Lebensunterhalt in Rom zu sorgen. Er wollte ihn gleich dort behalten, aber Jedin musste erst seine Materialien aus Breslau herbeischaffen und die Erlaubnis seines Bischofs einholen. Der 1. September 1939 wurde als Beginn vereinbart. Inzwischen war Krieg. Dennoch hat Jedin, durch eine Kette glücklicher Umstände und hilfreicher Aktionen von Beamten und Freunden begünstigt, am 7. November 1939 ein Ausreisevisum erhalten. Hals über Kopf suchte er seine Tridentina-Exzerpte zusammen und reiste in dem Bewusstsein ab, dass es ein Abschied für lange Zeit, nicht aber, dass es der endgültige Abschied vom deutschen Breslau sein würde. „Als ich am Mittag des folgenden Tages auf dem Markusplatz in Venedig stand“, schrieb er später, „hatte ich das Bewusstsein, mein Leben gerettet und neu gewonnen zu haben. Im Vergleich mit dem Hitler-Deutschland erschien mir das faschistische Italien immer noch als ein Land relativer Freiheit, in dem man leben und arbeiten konnte, ohne unter ständiger Todesfurcht zu stehen.“

Zehn weitere Jahre sollte Jedin in Rom verbringen. Seine schlesische Heimat sollte er nie wiedersehen. Doch auch in diesem Fall hat die Vorsehung auf den krummen Wegen der Menschen gerade geschrieben. Der Betroffene selbst sah jedenfalls in dem schweren Geschick, das ihn mit dem Entzug der *venia legendi* und mit der erzwungenen Emigration getroffen hatte, die alte Wahrheit bestätigt, dass die Wege Gottes andere sind als die der

Menschen. „Ich vermöchte“, schrieb er im Rückblick, „nicht mit Sicherheit zu sagen, ob ich ohne die Katastrophe, die mich betroffen hat, den Entschluss gefasst hätte, die Geschichte des Konzils von Trient zu schreiben.“ Rom war für Jedin „die Stätte, wo man wie nirgendwo sonst in der Welt die Geschichte der Kirche von einem universalen Standpunkt überblicken lernt“.

Von einem Ressentiment gegen das eigene Vaterland, das ihn verstoßen hatte und ihm das Heimatrecht versagte, wie es vielfach bei Emigranten zu beobachten ist, war bei Jedin nichts zu spüren. Er war und blieb ein erklärter Gegner des Naziregimes, fühlte sich aber je länger je mehr als Deutscher.

An seinem 40. Geburtstag am 17. Juni 1940, am Tag des französischen Waffenstillstands, schrieb er in sein Tagebuch: „Der militärische [43] Sieg Hitlers hat mir jede Aussicht, noch in der Fülle der Kraft zu einer akademischen Lehrtätigkeit zurückzukehren und die bürgerliche Gleichberechtigung wiederzuerlangen, zerstört. Diese Feststellung“, so heißt es weiter, „dominiert über den Stolz auf die Leistung des deutschen Soldaten, über die Genugtuung, dass die dem deutschen Volk 1918/19 angetane Schmach ausgelöscht ist.“

Seit dem Einmarsch in Russland war er von der deutschen Niederlage überzeugt. Im Oktober 1943 heißt es im Tagebuch: „Wenn die russische Front zusammenbricht, wird Deutschland bolschewistisch, und ich sehe vielleicht nie mehr meine Heimat.“ Als die russische Offensive im Januar 1945 losbrach, notierte er sich verzweifelt: „Armes Vaterland – und für mich dauernde Emigration.“

Diese düstere Ahnung bewahrheitete sich nur hinsichtlich der Heimkehr in das geliebte Schlesien, das er nicht wiedersehen sollte. Die Emigration war zwar mit dem Krieg noch nicht zu Ende, doch konnte er im Jahre 1949 in allen Ehren nach Deutschland zurückkehren.

Als Nachfolger von Wilhelm Neuss wurde Hubert Jedin zum Sommersemester 1949 als persönlicher Ordinarius auf das Extraordinariat für mittelalterliche und neuere Kirchengeschichte berufen. 16 Jahre ist er an der Fakultät in Bonn Professor gewesen. Wenn er sich vorzeitig mit 65 Jahren emeritieren ließ, dann keineswegs, weil er nicht gerne – ja begeistert – Vorlesungen und Seminarübungen gehalten hätte, sondern um Zeit und Muße zu haben, neben den vielen öffentlichen Verpflichtungen seine Geschichte des Konzils von Trient zu vollenden. Den ersten Band hatte er 1947 in Druck gegeben. Er behandelt darin allein die Vorgeschichte und gibt Antwort auf die Frage: Warum so spät? Weshalb das Konzil erst 1545 zusammengetreten ist, zu spät, um die Spaltung der Christenheit des Westens zu verhindern. Diesem ersten Band waren drei Vorstudien als selbständige Bücher vorausgegangen: 1940 eine Untersuchung über den Quellenapparat Pallavicinos, 1941 ein Werk über „Krisis und Wendepunkt des Trienter Konzils (1562/63)“ und 1948 die Geschichte der Geschichtsschreibung des Konzils unter dem Titel „Das Konzil von Trient. Ein Überblick über die Erforschung seiner Geschichte.“ Diese Arbeit, ursprünglich als Einleitung zum Gesamtwerk gedacht, kam 1948 heraus und ist nach dem Urteil des Verfassers sein bestes Buch.

Band II der Geschichte des Konzils erschien 1957, Band III 1970, Band IV in 2 Halbbänden 1975.

Dass das Erscheinen sich über Jahrzehnte hinzog, hatte seinen Grund darin, dass der Verfasser ganz tief und breit angesetzt hatte, lag aber auch an den vielen öffentlichen Aufgaben, zu denen Hubert Jedin sich sicher nicht drängte, denen er sich aber auch nicht [44] entziehen durfte. Er hatte starken Anteil am Wiederaufbau des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland nach dem Zusammenbruch und trug viel dazu bei, dass die deutsche Wissenschaft erneut internationales Ansehen gewann. 1950 wurde er persönlich zum Internationalen Historikerkongress nach Paris eingeladen, als eine offizielle deutsche Delegation noch nicht zugelassen war. Er war lange Jahre Fachgutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft, wurde 1956 in ihren Hauptausschuss und Senat gewählt. Weiter gehörte er dem Vorstand der Görres-Gesellschaft an und war seit 1954 Vorsitzender der

Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum. Seit 1951 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Zudem gehörte er mehreren deutschen und ausländischen Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften an, an der Spitze der Academia dei Lincei in Rom und der Britischen Akademie in London. Die Universitäten Löwen, Wien und Freiburg verliehen ihm den Ehrendoktor der Theologie und die Universitäten von Köln und Mailand den der Philosophie, schließlich die Universität Innsbruck den Doktor der Rechtswissenschaften ehrenhalber.

Die Stadt Trient, deren Kathedalkapitel er als Ehrendomherr angehörte, ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Die Konzeption des dortigen Istituto storico Italo-Germanico, dessen Präsident er war, hat er wesentlich bestimmt.

Durch das 2. Vatikanische Konzil bekamen die Forschungen Hubert Jedin über das Konzil von Trient und seine „Kleine Konziliengeschichte“, die in sechs Fremdsprachen übersetzt wurde, besondere Aktualität. Er wurde zur Vorbereitung des Konzils herangezogen und nach dessen Eröffnung zum Peritus der Kommission für die Angelegenheiten der Bischöfe und der für die Studien und Seminare berufen.

Auf den Verlauf des Konzils hat Jedin keinen bedeutenden Einfluss genommen. Das war ja auch mehr die Sache der Systematiker und Kirchenpolitiker, nicht der Historiker. Er hat aber die Weichen gestellt, indem er auf Grund seiner Kenntnis der Konzilsgeschichte Kardinal Frings auf die Bedeutung der Geschäftsordnung für den Verlauf der Konzile aufmerksam machte. So konnte er ihn zu Beginn des Konzils zu dem Antrag veranlassen, die Wahl der Kommissionsmitglieder zu vertagen und damit die einseitig kurialistische Besetzung der Kommissionen zu verhüten. Weiter wurde er zur Beratung der Approbationsformel der Liturgiekonstitution – der ersten, die das Konzil verabschiedet hat – herangezogen. So hat er mit beigetragen zu der Formulierung, wonach der Papst die Konzilsdekrete „*una cum Venerabilibus (patribus)*“, d.h. zusammen mit den Konzilsvätern, beschließt und verordnet – einer Formulierung, die ekklesiologisch für die Konzilsväter wie für den Papst vertretbar war. [45] Schon bald nach dem Konzil musste Jedin erfahren, wie aus dem „Progressiven“, als der er auf dem Konzil galt, „in den Augen gewisser Theologen und ihres Anhangs ein Konservativer wurde“.

Als Geschichtsschreiber der Konzilien wusste er zu gut, dass es mit der Verabschiedung der Dekrete eines Konzils nicht getan ist, sondern dass alles darauf ankommt, dass sie nicht auf dem Papier bleiben, sondern durch die Rezeption seitens des Kirchenvolks Fleisch und Blut annehmen bzw. in heiligmäßigen Menschen Gestalt gewinnen.

Er berichtet in seinem Rückblick: „Während der letzten Wochen der Tagung (des Konzils) gab ich allen deutschen Bischöfen, mit denen ich zusammentraf, einen aus der Erfahrung der Konziliengeschichte geschöpften Rat: fest und unbeirrt auf der Beobachtung der Konzilsdekrete zu bestehen und sich weder nach rechts – auf einen ihre Wirkung schmälern den Traditionalismus – noch nach links – auf über sie hinausgehende radikale Maßnahmen – abdrängen zu lassen.“ Jedin's Befürchtungen gingen zunächst eher in die erste Richtung.

Einen Artikel aus dem Jahre 1966 mit dem Titel „Tradition und Fortschritt“ schloss er mit dem Satz „Das Konzil ist ein Wendepunkt durch die Konstitution über die Kirche und durch die 'Öffnung'; es stellt Weichen – aber wo der Zug ankommen wird, vermögen wir in diesem historischen Augenblick noch nicht zu sagen, weil die Kräfte der Tradition und des Fortschritts noch miteinander ringen“ (Wort und Wahrheit 21 [1966] 731-741).

Bald – etwa mit dem Essener Katholikentag von 1968 – sah Jedin die Krise in der Kirche gegeben. Sie war nach ihm „dadurch entstanden, dass man sich nicht mehr damit begnügen wollte, das Konzil durchzuführen, sondern es als Initialzündung radikaler Neuerungen ansah und sich dabei auf den Geist des Konzils berief“. In einem Promemoria, das er im September 1968 dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz vorlegte, machte er auf die Krisenerscheinungen aufmerksam. Er nannte u.a. die immer weiter um sich greifende

Unsicherheit im Glauben, den Versuch, die Formen der parlamentarischen Demokratie auf die Kirche zu übertragen, die Entsakralisierung des Priestertums und die freie „Gestaltung“ des Gottesdienstes statt Vollzug des *opus Dei*. Er forderte die Bischöfe auf, nicht nur die katholische Lehre zu verkünden, sondern auch den Verbreitern von Irrtümern die kirchliche Sendung zu entziehen, denn (Zitat) „eine Kirche, die nicht mehr wagt, Häresien als solche zu bezeichnen, ist keine Kirche mehr“.

Im November 1968 nahm er auf Einladung der Klerus- und der Studienkongregation teil an der Arbeit einer Kommission, die unter der Leitung des Sekretärs der Studienkongregation, Erzbischof Schröffer, sich um eine möglichst vielseitige Beleuchtung der aus der „Identitätskrise“ des katholischen Priestertums sich ergebenden Probleme [46] bemühen sollte. Die kritischen Punkte wurden nach Jedin's Bericht mit großer Offenheit besprochen. Weil eine solche Zusammenarbeit der römischen Zentralbehörde mit Fachleuten in der weiten Welt seinen Vorstellungen von einer Internationalisierung der Kurie entsprach, hat er sich auch weiteren Bitten um Gutachten und Mitarbeit seitens römischer Stellen oder des Nuntius in Bonn nicht verschlossen.

Er hat es Kardinal Schröffer hoch angerechnet, dass er auf sein deutsches Bistum verzichtete, um in die römische Bürokratie einzutreten. Er selbst hat sich in einer ähnlichen Situation doch nicht dazu entschließen können.

Papst Paul VI. ließ Weihnachten 1970 bei ihm anfragen, ob er das Amt des Präfekten der Vatikanischen Bibliothek annehmen würde. Dieses Amt hatte, wie er selbst gesteht, viel Verlockendes für ihn, wenn er an die früheren Präfekten, die Kardinäle Ehrle, Mercati, Tisserant und Albareda, dachte. Aber sollte er für knapp fünf Jahre – denn mit 75 hätte er in Pension gehen müssen – nochmals ein „neues Leben“ in Rom beginnen und die Arbeit an der Geschichte des Konzils von Trient zunächst zurückstellen, wenn nicht unterbrechen? Er lehnte ab und konnte so sein Lebenswerk, die Geschichte des Konzils von Trient“ zu einem guten Abschluss bringen.

Nachdem Jedin in Verbindung mit Kirchenhistorikern des In- und Auslandes das zehnbändige „Handbuch der Kirchengeschichte“ (1962-1979) herausgegeben und in der Einleitung dazu sowie in einer Reihe von Aufsätzen sich über die Kirchengeschichte als Wissenschaft und Theologie geäußert hatte, galt seine Arbeitskraft zuletzt einer Geschichte der Kirchengeschichtsschreibung, die er aber nicht mehr fertigstellen konnte. Ein Teil daraus, die 1978 erschienene Monographie „Kardinal Cäsar Baronius. Der Anfang der katholischen Kirchengeschichtsschreibung im 16. Jahrhundert“, sollte seine letzte größere Publikation sein. Mit Kardinal Baronius und dessen umfangreichem Lebenswerk *Anna/es ecc/esiastici* stellte sich für Hubert Jedin besonders deutlich die Frage nach dem Sinn und der Aufgabe der Kirchengeschichte in der Spannung von Geschichtswissenschaft und Theologie. Dieses Problem hatte ihn schon seit Jahren beschäftigt. Davon zeugen Titel wie „Kirchengeschichte ist Theologie und Geschichte“, „Kirchengeschichte als Heilsgeschichte?“ und „Zur Aufgabe des Kirchengeschichtsschreibers“.

Diese Grundsatzfrage – Kirchengeschichte als Geschichte und Theologie – in der Sicht Hubert Jedin's soll uns zum Schluss noch kurz beschäftigen. An sich war Hubert Jedin skeptisch gegenüber ausgedehnten theoretischen Überlegungen zu Wesen und Sinn von Geschichte und Geschichtsschreibung. Seine Absicht war es vor allem, gemäß dem viel zitierten Wort Leopold von Ranke's zu erzählen, wie [47] es eigentlich gewesen ist, und im Erzählen war Jedin wahrlich ein Meister.

In dem Aufsatz aus dem Jahre 1952 „Zur Aufgabe des Kirchengeschichtsschreibers“ äußert er seine Skepsis wie folgt: „Manchmal will es mir scheinen, als ob bei uns zuviel über Geschichte philosophiert und theologisiert, aber zuwenig Geschichte getrieben würde ... es wird zwar viel über Probleme der Kirchengeschichte diskutiert, aber wenig von den Tatsachen der Kirchengeschichte gewusst.“ Noch in einer Vorlesung von 1979 mit dem Titel „Kirchengeschichte als Theologie und Geschichte“ stellt er kritisch fest: „Es ist ein

Charakteristikum unseres gegenwärtigen Wissenschaftsbetriebes, zumal in den Geisteswissenschaften, dass man sich äußerst intensiv mit Wissenschaftstheorie und Methodik befasst.“ Gegen theoretische und methodische Besinnung sei zwar an sich nichts einzuwenden, es sei aber ungesund, wenn sie überwuchere und die eigentliche Aufgabe, d.h. Quellenforschung und die Darstellung der Geschichte, zu kurz komme.

Trotz dieser Skepsis konnte H. Jedin nicht umhin, sich wissenschaftstheoretisch zur Kirchengeschichte zu äußern. Dabei geht es ihm vor allem um die Frage nach dem Proprium der Kirchengeschichte gegenüber der Profangeschichte, nach dem Verhältnis von Kirchengeschichte und Theologie und von Weltgeschichte und Heilsgeschichte. In diesen Beiträgen ist bei ihm eine Entwicklung festzustellen: immer rückhaltloser bekannte er sich dazu, dass Kirchengeschichte Theologie ist und dass zwischen Geschichte und Heilsgeschichte nicht zu trennen ist, als ob es sich hier um zweierlei Geschichte handele. In dem Aufsatz „Zur Aufgabe des Kirchengeschichtsschreibers“ von 1952 stellte er den Verfechtern einer heilsgeschichtlichen Betrachtung der Kirchengeschichte noch die kritische Frage: „Wie denkt Ihr Euch die Anwendung der heilsgeschichtlichen Auffassung auf die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der Kirchengeschichte? Wie denkt Ihr Euch eine theologische Geschichtsschreibung, die den Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit genügt? Wie kann von einem solchen Prinzip ausgehend Kirchengeschichte als Wissenschaft betrieben werden, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun und die Fülle des Historisch-Wirklichen in Schemata und Kategorien zu zwängen?“ Schon zwei Jahre später betonte er in einer Vorlesung mit dem als Frage formulierten Titel „Kirchengeschichte als Heilsgeschichte?“, „Die heilsgeschichtliche Auffassung der Kirchengeschichte ist nicht e i n e, sondern d i e adäquate Deutung der Kirchengeschichte. Sie beruht auf dem Glaubenssatz, dass die Kirche eine Stiftung Jesu Christi und vom Heiligen Geist geleitet ist... Ihr inneres Leben erschöpft sich nicht in der Folge natürlicher Ursachen und Wirkungen, in einer immanenten Kausalität; die Praesentia Dei wird sichtbar, [48] das Übernatürliche bricht in persönlicher Heiligkeit, aber auch in kausal nicht hinreichend erklärbaren Ereignissen durch.“ Daraus folgt für den Kirchenhistoriker, dass er gläubiger Katholik sein muss, zumindest sich auf den gläubigen Standpunkt stellen muss, damit er den geschichtlichen Verlauf recht in den Blick bekommen kann. Jedin schreibt: „Diese heilsgeschichtliche Deutung der Kirchengeschichte ist aber nur möglich, wenn der Kirchenhistoriker seinen Standort i n der Kirche hat als ihr lebendiges Glied, das durch Glaube und Gnade mit dem Ganzen, dem *Corpus Christi Mysticum*, verbunden ist. Möhler drückt es so aus: Man muss zur Kirchengeschichte einen 'christlichen und kirchlichen Sinn und Geist mitbringen'.“

Diese heilsgeschichtliche Sicht ist universal, sie lässt nichts als weltliche Geschichte aus, „sie kennt keinen profanen Bereich, den man einer 'Profangeschichte' überlassen dürfte“. Sie weiß aber auch darum, dass erst in der Parusie Christi die Geschichte ihren Abschluss findet, dass erst dann über Sinn oder Sinnverfehlung endgültig befunden wird. Sie wird sich also „größter Zurückhaltung und Bescheidenheit“ befleißigen.

Heilsgeschichtliche bzw. theologische Betrachtung ändert aber nichts an der Souveränität der Tatsachen. Eine Theologie, die die Eigenständigkeit des weltlichen Bereichs missachtet, würde einem Monophysitismus verfallen. Strenge Bindung an die historische Methode, d.h. Tatsachenforschung und genetische Verknüpfung der Tatsachen, ist damit die „erste und wichtigste Aufgabe“ jeder Geschichtsschreibung, also auch der Kirchengeschichte.

In einer Zeit, in der man alles für machbar hält, alles glaubt manipulieren zu können, bestand für Jedin „die stärkste Rechtfertigung der Geschichte“ darin, „die Menschen zur Anerkennung gegebener Tatsachen zu zwingen“. Die nüchterne Tatsachenforschung war für ihn „die erste und wichtigste Aufgabe der Geschichtswissenschaft.“

Das bedeutet aber nicht, dass Kirchengeschichte nur Wissen vermitteln, nur eine unpersönliche Darstellung des Ablaufs der Ereignisse sein soll. Es war sein „tiefstes Anliegen

als Historiker, im akademischen Unterricht, aber auch außerhalb des akademischen Raumes, dafür zu wirken, dass die Geschichte der Kirche für das Verständnis und das Miterleben der kirchlichen Gegenwart fruchtbar wird“, und zwar „heute, wo geschichtliches Denken durchaus keine Selbstverständlichkeit ist, mehr denn je“.

Jedin sprach dem Pragmatismus durchaus sein Recht zu. Mit Friedrich Meinecke wusste er sich einig in der Auffassung, dass „Geschichte und Gegenwart eine Einheit bilden“, geschichtliche Wissenschaft, erst recht Kirchengeschichte, „immer zugleich Wissenschaft [49] und mehr als Wissenschaft“ ist. Geschichte als Gedanke und Geschichte als Tat gehen nach ihm ineinander über. Aber Geschichte kann der Gegenwart nur dienen, wenn sie sich „vom Geist der strengen Sachlichkeit und des unbeirraren Wahrheitsstrebens“ nicht entfernt. „Der Pragmatismus, den wir fordern, ist Lebensnähe, nicht Haschen nach Aktualität. Wer die Gegenwart wirklich miterlebt, kann kein bloßer historischer Antiquar bleiben, braucht aber ebensowenig zum historischen Journalismus herabzusinken.“

Die unbedingte Bindung an die Tatsachen, d.h. an die Wahrheit, gilt auch für die Kirchengeschichte, sofern sie Theologie ist. Heilsgeschichtliche Deutung der Kirchengeschichte bedeutet Vertiefung und Bereicherung, aber nicht Ersatz für das, was Quellenforschung und quellenmäßige Darstellung bieten. Ein Haufen Ziegel ist noch kein Haus, auch eine einzelne Mauer nicht. So ist auch eine Anhäufung von Fakten keine Geschichte, denn diese kann nur als ein Ganzes begriffen werden. Ohne Steine kann ich aber auch kein Haus bauen und ohne die quellenmäßige Erhebung der Fakten keine Geschichte schreiben.

Dass Kirchengeschichte Theologie ist, war Jedins Auffassung von Anfang an. Allerdings war er sich der vollen Tragweite dieser These nicht von vornherein bewusst.

Er ging aus von Albert Ehrhards Bestimmung der Kirchengeschichte als „historische Theologie“. Dabei war für Ehrhard Kirchengeschichte im Grunde Theologie nur wegen ihres Gegenstandes, wenn er schreibt: „Zur theologischen Wissenschaft gehört die historische Theologie nicht kraft einer besonderen Methode, sondern durch ihren materiellen Gegenstand, den tatsächlichen Verlauf der Geschichte des Christentums von seinen Anfängen bis zur Gegenwart.“ Diese Definition reicht aber nicht aus; denn Kirchengeschichte ist Theologie nicht allein auf Grund ihres Materialobjekts, sondern vor allem wegen ihres Formalobjekts, d.h., weil der Kirchengeschichtliche seinen Gegenstand vom Standpunkt des Glaubens aus betrachtet. Für Ehrhard hat der Glaube jedoch keine konstitutive Bedeutung. Er spricht lediglich von der „fördernden Funktion der gläubigen Einstellung des Erforschers der kirchlichen Vergangenheit“ und davon, „welch seltsame Früchte die kirchenhistorische Forschungsarbeit zeigt, wenn sie von der rationalistischen, positivistischen oder materialistischen Geschichtsauffassung beherrscht wird“.

Ohne es eigens anzumerken, geht Jedin über Ehrhard hinaus. Nach seinen letzten Äußerungen im Handbuch der Kirchengeschichte und in dem 1979 erschienenen Aufsatz „Kirchengeschichte als Theologie und Geschichte“ ist Kirchengeschichte nicht nur Theologie, insofern ihr Gegenstand ein theologischer ist: nämlich die Kirche, sondern auch insofern das Formalobjekt – d.h. der Gesichtspunkt, unter dem [50] der Gegenstand betrachtet wird – ein theologisches ist: d.h. der Glaube. Jedin schreibt: „Der Gegenstand der Kirchengeschichte ist das Wachstum der von Christus gestifteten Kirche in Zeit und Raum. Indem sie diesen ihren Gegenstand von der Glaubenswissenschaft empfängt und im Glauben festhält, ist sie theologische Disziplin und unterscheidet sich von einer Geschichte des Christentums.“ „Gegenstand des Glaubens an die Kirche sind“, wie er dann weiter ausführt, „ihr göttlicher Ursprung durch Jesus Christus, die von ihm grundgelegte hierarchische und sakramentale Ordnung und der ihr verheißene Beistand des Heiligen Geistes sowie ihre Hinordnung auf die eschatologische Vollendung, also die Elemente, auf denen ihre wesentliche Identität in den wechselnden Erscheinungsformen, das heißt ihre Kontinuität, beruht.“

Die Fakten werden nicht verändert oder gar verheimlicht, sie werden aber in einer weiteren Dimension betrachtet. Im Glauben kommt ein weiteres Deutungsprinzip hinzu, dass der bloss rationalen Sicht verschlossen ist.

Als Beispiel führt Jedin die Wundmale des hl. Franz von Assisi an. Mit dem kritischen Historiker muss der Kirchenhistoriker sich um die Erforschung der Tatsächlichkeit bemühen. Steht diese außer Zweifel und sind menschlich-psychologische Ursachen ausgeschlossen oder unwahrscheinlich, dann darf er auf eine gnadenhafte Identifizierung des Franziskus mit dem Gekreuzigten schließen.

Aber an diesem Beispiel wird auch klar: „Deutung geschichtlicher Tatsachen und Vorgänge aus Glaubensüberzeugung ist noch nicht Kirchengeschichte“, weil keine Geschichte; erst die strenge Bindung an die historische Methode macht sie dazu. Diese allein genügt aber wiederum nicht zur Kirchengeschichte, solange die theologische Dimension fehlt. Bloß philologische Analyse des biblischen Textes ist ja auch noch keine Exegese, eine fromme Betrachtung, die den Text nicht ernst nimmt und die Gesetze der Philologie missachtet, aber noch weniger.

Ähnlich ist der bloße Historiker kein Kirchengeschichtler, der Theologe jedoch, der sich nicht streng der historischen Methode verpflichtet weiß, erst recht nicht.

Gegen die These des Luzerner Kirchenhistorikers Victor Conzemius, dass Kirchengeschichte nicht Theologie sei und sein könne, weil sie der historischen Methode verpflichtet und auf sie angewiesen sei, konnte Jedin auf die über tausend Seiten seiner Seripando-Biographie und die über zweitausend Seiten seiner Geschichte des Konzils von Trient hinweisen. Dort sei keine einzige Stelle zu finden, wo er die historisch-kritische Methode beiseite gelassen und sachfremde Argumente oder Kategorien eingeschmuggelt habe; auch seine Hörer könnten bezeugen, dass er sich stets von jeder apologetischen Tendenz [51] freigehalten und jede Abschwächung unangenehmer Tatsachen oder auch deren Verschweigen abgelehnt habe.

So schreibt Jedin 1979 in einem seiner letzten Aufsätze, für ihn heiße es, das Grundgesetz der Inkarnation, die wahre Menschheit Jesu Christi, verleugnen, wenn man glaubte, der Kirche dadurch einen Dienst zu erweisen, dass man in kurzatmiger Apologetik ihre Schwächen, Fehler und Sünden verschleierte. Allerdings war Hubert Jedin davon überzeugt, dass der Kirchenhistoriker – wie jeder andere Wissenschaftler auch – seinen Gegenstand nur voll in den Blick bekommt, wenn seine Augen in Liebe geöffnet sind.

Wenn wir zum Schluss die Frage stellen: War Hubert Jedin „progressiv“ oder „Traditionalist“, dann gibt er selbst auf den letzten Seiten seines „Lebensberichts“ uns die Antwort. Dort schreibt er: Traditionalist bin ich nur in dem Sinne, in dem jeder Katholik Traditionalist sein muss; die katholische Kirche hat nicht nur Traditionen, sie ist *traditio*, Weitergabe der Frohbotschaft an die Menschen. Konservativ zu sein gilt bei denen, für die „neu“, „modern“, „jung“ Werte in sich sind, als Beschimpfung. In Wirklichkeit unterscheidet sich der Konservative dadurch vom Traditionalisten und vom Reaktionär, dass er weiß, dass Bewahren zugleich immer Weiterentwickeln sein muss.